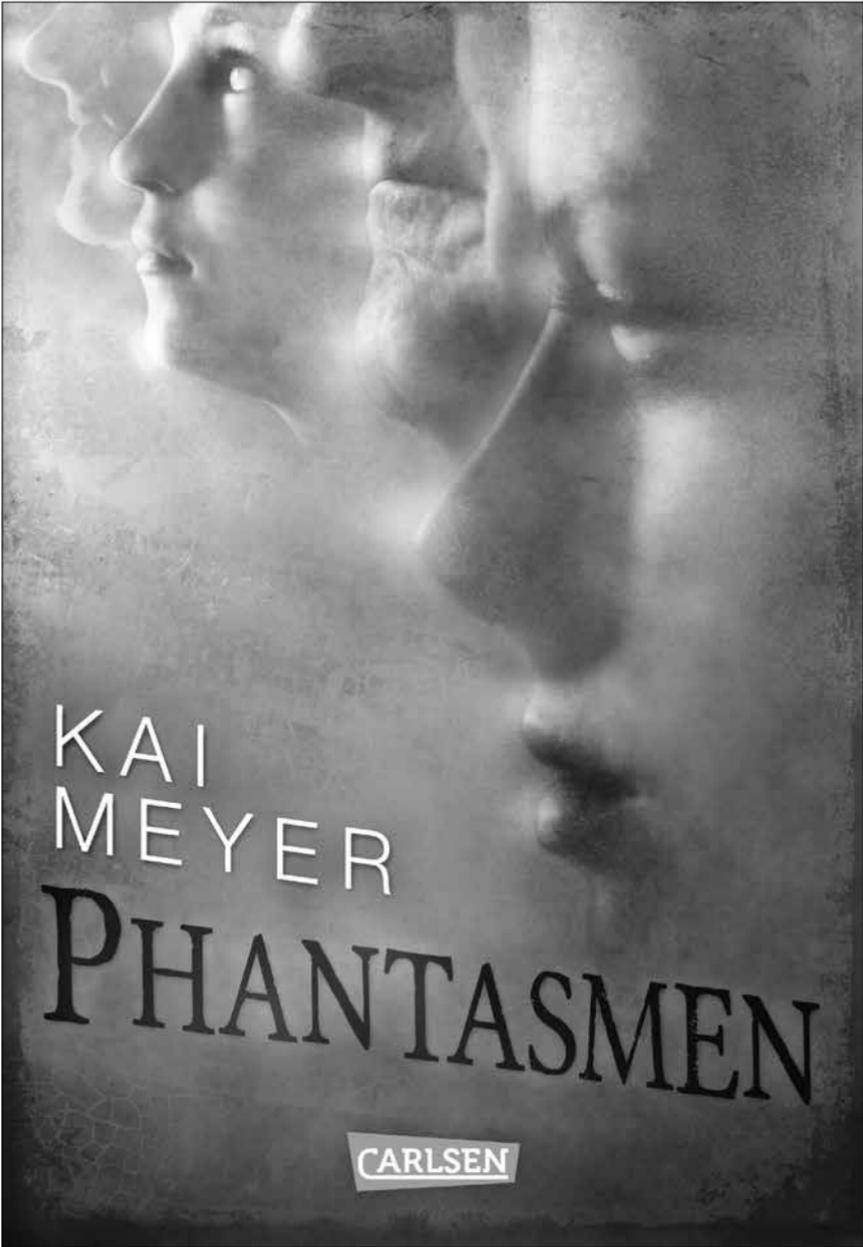


KAI MEYER

Phantasmen



KAI
MEYER

PHANTASMEN

CARLSEN

i

Nach »Asche und Phönix« legt Bestsellerautor Kai Meyer einen weiteren Einzelband vor – spannend, romantisch, unheimlich!

Eines Tages sind sie einfach erschienen. Die Geister. Jeden Tag werden es mehr – sie stehen da, bewegungslos, leuchtend, scheinbar ungefährlich.

An der Absturzstelle eines Flugzeugs, mitten in Europas einziger Wüste, warten zwei junge Mädchen auf die Geister ihrer Eltern. Die Ältere, Rain, hofft, diese Reise könnte ihrer Schwester Emma helfen, Abschied zu nehmen. Auch Tyler, ein schweigsamer Norweger auf einem Motorrad, ist hierhergekommen, um seine große Liebe Flavie noch einmal zu sehen.

Schließlich tauchen die Geister auf.

Doch diesmal lächeln sie.

Und es ist ein böses Lächeln.

1.

Weißt du, wie es ist, jemanden so sehr zu lieben, dass er in jedem Bild auftaucht, das du dir von deiner Zukunft ausmalst? Egal ob in zehn oder fünfzig Jahren: Wenn du dir vorstellst, wo du dann sein wirst, ist er bei dir und hält deine Hand.

Und nun überleg dir, wie es sich anfühlen würde, wenn jemand ihn aus all diesen Schnappschüssen entfernt. Wenn neben dir nur noch ein leerer Umriss stehen würde, ausgeschnitten wie mit einer Schere. Das sind die traurigsten der traurigen Geschichten.

Diese hier ist eine davon.

Mit Geistern.

Millionen von Geistern.

2.

Mein Name ist Rain.

Meine Eltern haben mich so genannt, weil sie glaubten, dass Afrika nichts so dringend brauche wie Regen. Regen, sagten sie, würde alle Probleme beseitigen. Nicht ihre, aber die von Afrika.

Ich weiß nicht, was sie geraucht oder getrunken haben, als sie auf den Gedanken kamen, ihre älteste Tochter so zu nennen, aber ich hoffe, sie hatten ihren Spaß. In Afrika war ich zum ersten und letzten Mal mit achtzehn. Ich gehe nie wieder dorthin, nicht für alle verdurstenden Babys der Welt.

Rain also.

Als Kind nahm ich an, meine Eltern hätten an einen warmen Landregen gedacht, einen von der Sorte, die an den Wangen kitzelt und die schönsten Regenbögen an den Himmel zaubert. Heute glaube ich, es war die Blitz-und-Donner-Variante. Im Englischen sagt man bei Wolkenbrüchen: »Es regnet Katzen und Hunde.« Das ist meine Sorte Regen. Das bin ich. Wenn dir statt zartem Nieseln ein struppiges Biest mit verfilztem Pelz ins Gesicht fällt: Gestatten, Rain Mazursky.

Ich trage rote Dreadlocks und ein Tattoo auf meiner linken Schulter: einen Eiskristall, kleiner als meine Hand. Ich habe ihn mir stechen lassen, nachdem ich Afrika überlebt und beschlossen hatte, nie wieder irgendjemandes Regen zu sein. Mag sein, dass das Power-Pathos ist – Rain, die zu Eis gefriert –, aber ich habe da unten einiges durchgemacht, das ich niemandem an den Hals wünsche. Nicht mal meinen Großeltern.

Emma, meine jüngere Schwester, behauptet, ich hätte mich durch die Sache dort gar nicht so sehr verändert. Ich hätte schon vorher einen Dachschaden gehabt. Und wer Emma kennt, der weiß, dass sie das ernst meint. Emma ist niemals ironisch oder sarkastisch. Emma ist auch niemals höflich. Emma sagt einfach, was sie denkt, und dann kann man sicher sein, dass es – wenigstens in ihrer Welt – die absolute Wahrheit ist.

Vielleicht hat sie Recht. Afrika trägt nicht an allem die Schuld. Ich war nicht mal zwei Monate dort, und das scheint selbst mir nicht lange genug, um einen Menschen umzukrempeln. Aber letzten Endes spielt das keine Rolle, und das weiß auch Emma. Ich liebe meine kleine Schwester. Sie ist

das, was von meiner Familie zählt, und mehr Familie brauche ich nicht.

Die Ereignisse, die ich schildern will, haben keinen klaren Anfang. Ich könnte mit dem Tod unserer Eltern beginnen, mit dem Absturz ihrer Maschine. Oder achtzehn Monate später am Tag null, wie alle Welt ihn heute nennt – dem Tag, an dem die ersten Geister erschienen. Übrigens einem Donnerstag, was uns zurück zu Unwetter und Regen führt.

Aber ich springe weitere achtzehn Monate vorwärts. Zu diesem Zeitpunkt waren Emma und ich seit drei Jahren Vollwaisen.

Ich war neunzehn, meine Schwester siebzehn, und wir fuhren in einem verrosteten Mini Cooper durch Europas einzige Wüste.

3.

Der Geist neben der Fahrbahn war erst der dritte seit dem Mittag. Wenn man aus einer Großstadt kommt, in der sie längst überall sind, und zweitausend Kilometer durch England, Frankreich und Spanien gefahren ist, ist ihr Anblick nicht spektakulärer als der einer Notrufsäule.

Dieser Geist stand vor einer Felsformation, die sich nur wenige Meter neben der Schnellstraße 349 erhob. Die Desierto de Tabernas liegt im Süden Spaniens, in der Provinz Almeria, mit dem Wagen keine Stunde von der Mittelmeerküste entfernt. Sie ist nicht groß, aber alles in allem eine echte Wüste. Früher haben sie dort Filme gedreht, eine Menge Spaghettiwestern und Lawrence von Arabien. Das

war billiger, als mit zweihundert Mann in die Sahara oder nach Arizona zu fliegen. Also setzten sie spanischen Statisten Cowboyhüte oder Turbane auf, stellten sie in die Wüste von Tabernas und riefen: »Action!«

Als Emma und ich dort ankamen, gab es noch immer ein paar alte Westernstädte, verfallene Kulissendörfer, in die sich seit Tag null wohl nicht mal mehr Touristen verirrten. Die Leute reisten nicht mehr so gern wie früher. Die meisten waren froh, wenn sie eine Bleibe gefunden hatten, in der es so wenige Geister wie möglich gab. Dort lebten sie vor sich hin, als warteten sie nur darauf, selbst zu Gespenstern zu werden.

Der Mann, dessen Geist da im flirrenden Wüstenlicht stand und trotzdem gleißend hell erschien, musste während der vergangenen drei Jahre mit seinem Wagen gegen den Felsen gerast sein. Wie alle Geister hatte er sein Gesicht der Sonne zugewandt. Das war die einzige Bewegung, zu der sie fähig waren. Drehten sich unendlich langsam mit der Sonne von Osten nach Westen, blieben dabei auf der Stelle stehen, sagten nichts, taten nichts. Blickten nur mit leeren Mienen mitten ins Licht, als erinnerten sie sich an etwas, das sie schon einmal gesehen hatten.

Achtzehn Monate nach Tag null gewöhnten wir uns allmählich an sie. Sie taten keinem etwas. Man konnte durch sie hindurchgehen und spürte nicht einmal ein Frösteln. Es gab sie längst überall auf der Welt, täglich kamen einige Hunderttausend dazu. Aber selbst solche Zahlen hatten ihren Schrecken verloren. Dabei strahlte jeder Geist so viel Helligkeit ab wie eine Straßenlaterne. Vierundzwanzig Stunden am Tag. Vor allem in den Häusern war das Totenlicht zu einem ersten Problem geworden.

Das Totenlicht und die Erinnerungen.

»Vielleicht hat ihn ein Trucker gejagt und abgedrängt«, sagte Emma neben mir auf dem Beifahrersitz. »Ich hab das mal in einem Film gesehen.«

»Wahrscheinlich ist er einfach am Steuer eingeschlafen.«

Geist und Felsen blieben hinter uns zurück. Zu beiden Seiten der Straße öffnete sich wieder die gelbgraue Weite der Wüste. Am Horizont wellten sich weiße Bergzüge, deren faltige Kalksteinausläufer in die Ebene reichten wie Tentakel eines zerknüllten Papierkraken. Dazwischen immer wieder Teppiche aus verbranntem Gras, knorpelige Felsbuckel und die Stämme abgestorbener Bäume.

Ich gab mir Mühe, angesichts dieser Einöde nicht an Afrika zu denken. Als wir die Autobahn verlassen hatten und der erste Kaktus in Sicht gekommen war, hatte ich eine meiner Toleranzproben gemacht: Ich war ausgestiegen und langsam darauf zugegangen. Dann hatte ich meinen Finger auf einen der Stachel gedrückt, bis an der Spitze ein Blutstropfen leuchtete. Sonst war nichts geschehen, abgesehen vom üblichen Herzrasen, von leichter Übelkeit und einem ziemlich trockenen Mund. Gerade mal eine Drei auf meiner Afrika-Phobie-Skala von eins bis zehn. Alles unter fünf ist erträglich, über sieben wird es schlimm.

Wir hatten die Fenster heruntergekurbelt. Emmas hellblondes Haar wirbelte im Fahrtwind. Sie hatte sich das hübsche, ein wenig hohlwangige Gesicht mit Sunblocker eingecremt, obgleich ich mich nicht erinnern konnte, sie je mit einem Sonnenbrand gesehen zu haben. Ihre blasse Haut wurde so wenig rot wie braun, das war schon immer so gewesen. Sie hatte blaue Augen wie ich, aber ihre lagen tiefer und sa-

hen stets nachdenklich aus. Dabei konnte man niemals sicher sein, ob sie gerade tiefsinnig grübelte oder all ihre Aufmerksamkeit einem geplatzen Insekt auf der Windschutzscheibe widmete. Sie interessierte sich für die absurdesten Dinge, sah Schönheit in Nichtssagendem und Beunruhigendes in einem Blumenstrauß. Manchmal kam es mir vor, als wäre all das für sie ein Fenster, durch das sie etwas erblickte, das nur für ihre Augen bestimmt war. Vielleicht nichts Angenehmes, aber Emma dachte nicht in solchen Kategorien. Für sie war alles faszinierend: Gutes wie Böses, Schönes und Hässliches.

Vor langer Zeit hatte meine Mutter gesagt, die kleine Emma sei wie ein Sechser im Lotto. Und es stimmte, ich kannte niemanden, der auch nur annähernd war wie Emma. Sie war hochbegabt, glaube ich heute, obwohl meine Eltern sie nie auf eine besondere Schule geschickt haben. Nach dem Tod der beiden hatten unsere Großeltern freie Bahn und versuchten auf ihre Weise, Emmas Schale zu durchbrechen: mit erdrückender Nähe und großzügigen Geschenken, mit doppeltem Nachtsch, doppeltem Taschengeld und dreifachen Liebesbekundungen, morgens, mittags und abends. Emma ließ es mit Gleichmut über sich ergehen, hob gelegentlich eine Braue oder erwiderte unbeholfen eine Umarmung. Sie hatte die beiden Alten gern, was ich nie verstand, aber notgedrungen respektierte. Es hatte mir nicht viel ausgemacht, dass Emmas zweiter Nachtsch meiner war, ebenso wie das Taschengeld, von der Nestwärme ganz zu schweigen. Meine Großeltern mochten mich so wenig wie ich sie. Das war unsere einzige Gemeinsamkeit. Wir hielten es so lange miteinander aus, bis ich mit der Schule fertig war und den nächsten Flieger nach Nairobi nehmen konnte.

Natürlich hatten sie mich gewarnt. Und dafür, dass sie Recht behalten hatten, hasste ich sie gleich noch mehr.

»Wir sind bald da«, sagte Emma. Ohne hinzusehen, fuhr sie mit der Fingerspitze über eine eingerissene Straßenkarte. Man hätte meinen können, dass jemand wie sie großen Wert auf Ordnung legte, dass sie beispielsweise Dinge der Größe oder Farbe nach sortierte. Doch genau das Gegenteil war der Fall. Emma schien sich im Chaos am wohlsten zu fühlen, und entsprechend sah es rund um ihre Turnschuhe aus: leere Coladosen und Verpackungen; Steine, die sie unterwegs aufgelesen hatte; eine spanische Zeitung, die sie nicht verstand, aber trotzdem las; und ein paar grinsende Plastikgespenster aus einem Happy Meal.

Es wurde Zeit, dass wir endlich unser Ziel erreichten. Der Mini hatte keine Klimaanlage, der Motor machte Geräusche wie ein Rind mit Reizdarm, und das Radio war schon seit den Pyrenäen kaputt. Die Luft war brütend heiß, sogar im Oktober, und es wunderte mich nicht mehr, dass es hier keine der provisorischen Siedlungen gab, die wir entlang unserer Route gesehen hatten. Je abgeschiedener die Gegend, desto weniger Geister und mehr Abwanderer aus den Großstädten mit ihren Campingwagen und Zelten.

Die Daheimgebliebenen behalfen sich notgedrungen mit Schlafbrillen und anderen Tricks gegen das allgegenwärtige Totenlicht. In den Megametropolen Asiens und Südamerikas war es angeblich so schlimm geworden, dass es bei Nacht so hell war wie am Tag. Falls sich die Geister im selben Tempo vermehrten wie bisher, würde es bald in allen Großstädten so aussehen und irgendwann – vielleicht in zwanzig, vielleicht in dreißig Jahren – auch draußen auf dem Land.

Seit wir kurz hinter dem Wüstenort Tabernas die Schnellstraße verlassen hatten, folgten wir einer der zahllosen Ramblas nach Norden. Ramblas sind ausgetrocknete Flussbetten, und diese hier reichte aus der Sierra de los Filabres weit heinein ins glühende Zentrum der Wüste. Die Straße war einmal gut ausgebaut gewesen, mit gestrichelter Mittellinie und Seitenstreifen, aber der Asphalt war mürbe und brüchig geworden. Die Stoßdämpfer des Mini Cooper konnten die Erschütterungen kaum abfangen. Emma, die noch weniger wog als ich, flog bei jedem Schlagloch fast bis zum Wagendach.

Sie aktivierte das Smartphone, um die GPS-Koordinaten zu checken, aber wie bei allen ihren letzten Versuchen bekam das Gerät keine Verbindung. Ich hätte es verstanden, wären wir irgendwo in Marokko oder Tunesien gewesen – der Gedanke war eine zittrige Zwei auf meiner Phobie-Skala –, aber das hier war Spanien, Europa, die Zivilisation. Trotzdem tat sich nichts. Emma legte das Smartphone gleichgültig zurück auf die Ablage. Ich hätte es kurzerhand aus dem Fenster geschmissen.

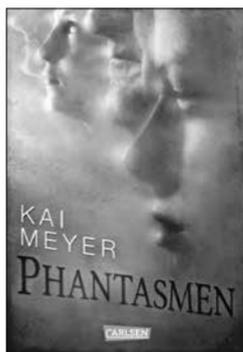
»Hier muss es sein«, sagte sie und deutete mit einem Nicken nach vorn.

Die Straße hatte sich kaum verändert, nur die Berge der Sierra waren näher gekommen.

»Bist du sicher?« Dabei war mir eigentlich klar, dass es keinen Zweck hatte, Emmas Aussagen in Frage zu stellen. Sie war immer überzeugt von allem, was sie sagte. Darum verzichtete sie auch jetzt auf eine Erwiderung, blickte kurz auf die Karte, dann auf den Tachostand und flüsterte: »Wir sind da.«

Ich bremste ab und lenkte den Wagen auf den sandigen Seitenstreifen. Eine Staubwolke hüllte uns ein, als der Mini zum Stehen kam. Ich hoffte, dass er später wieder anspringen würde.

Emma stieg aus, trat um die offene Tür und blieb vor der Motorhaube stehen. Einen Moment lang betrachtete ich ihre zierliche Gestalt in Jeans und weißem T-Shirt und dachte, dass ich sie, komme, was wolle, beschützen würde, vor allem und vor jedem. Ich hatte Emma einmal im Stich gelassen – meine Großeltern hatten keine Gelegenheit versäumt, mich daran zu erinnern –, und das würde kein zweites Mal geschehen.



Kai Meyer

Phantasmen

Umschlaggestaltung: Dörte Dosse, unimak

Ca. 464 Seiten

Ab 14

15 x 22 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58292-8

Ca. € 19,90 (D) / € 20,50 (A) / sFr. 28,50

Erscheint im April 2014

